



Reden wir über GOLD!

Eine Analyse der Interaktion zwischen Genom-ForscherInnen
und der Öffentlichkeit als Lernprozess

Zentrale Ergebnisse

Die Notwendigkeit einer intensiveren Einbindung von Gesellschaft in wissenschaftlich-technische Weichenstellungen ist zu einem vieldiskutierten Thema auf politischer Ebene geworden. Während in den letzten Jahren immer mehr solche Versuche praktisch durchgeführt wurden, verfügen wir kaum über Wissen, wie solche Begegnungen zwischen Wissenschaft und Gesellschaft ablaufen und welche Möglichkeiten und Grenzen sie haben.

Das Projekt

Eine längerfristige Diskussion zwischen WissenschaftlerInnen und BürgerInnen zu ermöglichen und diesen Austausch gleichzeitig zu analysieren und besser zu verstehen, war das Ziel des Projekts *Reden wir über GOLD!* WissenschaftlerInnen aus dem GEN-AU Projekt *GOLDⁱ* trafen 14 BürgerInnen aus ganz Österreich, um sich in sechs eintägigen „Runden Tischen“ (Schweizer Modell der BürgerInnendiskussionen) mit ethischen, sozialen und rechtlichen Aspekten der Genomforschung auseinanderzusetzen. Die Runden Tische sollten die Möglichkeit eröffnen, Erwartungen, Hoffnungen, aber auch Befürchtungen und Ängste in Bezug auf die Genomforschung zu formulieren und gemeinsam zu diskutieren. Dabei stand ein wechselseitiger Austausch und Lernprozess zwischen WissenschaftlerInnen und BürgerInnen jenseits reiner Wissensvermittlung im Zentrum.

Reden wir über GOLD! wurde vom Institut für Wissenschaftsforschung der Universität Wien unter Leitung von Univ.-Prof. Dr. Ulrike Felt unter Mitarbeit von Mag. Maximilian Fochler, Mag. Annina Müller und Mag. Michael Strassnig in Kooperation mit dem IFZ (Interuniversitäres Forschungszentrum Graz) – Mag. Sandra Karner, Dr. Bernhard Wieser – durchgeführt.

Die ethischen, sozialen und rechtlichen Aspekte der Genomforschung wurden zunächst am Beispiel des konkreten Projekts, später aber auch in einem weiteren Rahmen und gemeinsam mit eingeladenen ExpertInnen erörtert. So standen ein Bioethiker, eine Journalistin und ein Experte für Regulierungsfragen als Diskussionspartner für jeweils einen ganzen Runden Tisch zur Verfügung. Die Diskussionen verliefen durchwegs sehr lebhaft. Rückblickend brachten die teilnehmenden BürgerInnen und WissenschaftlerInnen vor allem ihre Verwunderung darüber zum Ausdruck, wie facettenreich die Auseinandersetzung über die unterschiedlichen Aspekte der Genomforschung geführt wurde. Selbst nach sechs Samstagen Diskussion schienen viele Fragen noch offen. Als Resümee blieb für viele der Wunsch, ähnliche Fragen auch fundierter in einem breiteren gesellschaftlichen Kontext zu diskutieren.

Die Diskussionsrunden wurden aufgezeichnet, vor Beginn der und nach Ende der sechs Runden Tische wurden Interviews mit den Beteiligten geführt und das gesamte Material mit sozialwissenschaftlichen Methoden ausgewertet. Einige der zentralen Ergebnisse:



Von “Wissenschaft und Gesellschaft” zu “Gesellschaft in der Wissenschaft”

Wie nehmen BürgerInnen Wissenschaft wahr und wie verstehen sie das Verhältnis dieser zur Gesellschaft? war eine der zentralen Fragen. Im Verlauf der Diskussion und durch den starken Bezug zur konkreten Forschungspraxis entwickelte sich dabei ein vielschichtiges Bild von Wissenschaft und WissenschaftlerInnen, oder besser gesagt von Forschung und ForscherInnen. Dabei bewegten die BürgerInnen sich in ihrer Wahrnehmung weg von einer einfachen Vorstellung einer Grundlagenforschung, die weitgehend losgelöst von der Gesellschaft funktioniert, hin zu einer Wissenschaft und Forschung, die mit Gesellschaft vielfältig und auf sehr unterschiedlichen Ebenen verwoben ist.

Wiederholt wurde dies am Beispiel der vielerorts geforderten wirtschaftlichen Verwertbarkeit des produzierten Wissens kritisch diskutiert – einer Anforderung, die durchaus ambivalent beurteilt wurde. Während dies als Orientierung an gesellschaftlichen Bedürfnissen begrüßt wurde, sah man zugleich die Gefahr einer Vereinnahmung der Wissenschaft durch Industrie und Politik. Auch die WissenschaftlerInnen betonten, dass es mitunter komplexer Strategien bedürfe, Grundlagenforschung und ökonomische Relevanz zu vereinen.

Der Eindruck einer Verwobenheit von Wissenschaft und Gesellschaft stellte für viele auch die „klassischen“ Rollenbilder von WissenschaftlerInnen/ForscherInnen in Frage. Viele neue Rollenbilder tauchten in der Diskussion auf – allerdings blieb für die BürgerInnen offen, ob und in wie weit diese auch in einer Person vereinbar sein können. Sind etwa die Erwartungen, gleichzeitig „hervorragender ForschungsmanagerIn“ und „exzellente/r WissenschaftlerIn“ zu sein, überhaupt miteinander denkebar?

Unsere Analyse zeigte deutlich, dass die Art und Weise, wie BürgerInnen eine Meinung zu oder eine Position gegenüber Wissenschaft entwickeln, nicht in einfachen Dichotomien wie gut/schlecht oder Vertrauen/Misstrauen gefasst werden kann. Vielmehr spiegelt sich die Vielschichtigkeit, aber auch die erlebten Widersprüchlichkeiten von Wissenschaft und Forschung in den Meinungsbildungsprozessen der BürgerInnen wider.

***Moving upstream* – Über die Beziehung zwischen Lösung und Problemdefinition**

GOLD versteht sich als Grundlagenforschungsprojekt, welches zwar kaum konkrete Visionen einer Anwendung dieses Wissens anbietet, aber dennoch ein „gesellschaftliches Problem“ (Fettleibigkeit) aufgreift. Ethische und soziale Auswirkungen konnten hier also breiter diskutiert werden, ohne über ein existierendes Produkt „urteilen“ zu müssen. Diesen Zugang zur Diskussion sozialer und ethischer Aspekte von Forschung bzw. technologischen Entwicklungen bezeichnet man im internationalen Umfeld als „upstream involvement“, also als Auseinandersetzung zu einem frühen Zeitpunkt im imaginierten „Innovationsstrom“.

In der Folge wurden in der Diskussion auch tatsächlich nicht nur mögliche zukünftige Anwendungen diskutiert, sondern auch die Ausgangspunkte hinterfragt: Wie wird etwas zu einem relevanten wissenschaftlichen Problem? Welche unterschiedlichen Zugänge werden zur Klärung eines Problems herangezogen? Konkret wurde kritisch hinterfragt, ob „Fettleibigkeit“ überhaupt als dominantes gesellschaftliches Problem zu verstehen sei – und wenn ja, mit welcher Begründung. Und es wurden von Seiten der BürgerInnen Zweifel laut, ob denn „naturwissenschaftlich/technische“ Lösungen notwendigerweise die besten seien – Veränderung von Essgewohnheiten oder psychologische Forschung wurden dabei immer wieder zitiert.

Die Diskussionen lieferten damit ein anschauliches Beispiel der Grundthese des „upstream“-Ansatzes, dass es für eine umfassende Diskussion sozialer und ethischer Aspekte wesentlich ist, noch in Frage stellen zu können, was als ein Problem gilt, worin mögliche Herangehensweisen bestehen und welche Lösungen als befriedigend angesehen werden.



Ethik als schwieriges Terrain

Wie können „ethische“ Aspekte der Genomforschung in einer solchen Konstellation verhandelt werden? war ein dritter großer Fragenkomplex. Hierbei war es überraschend zu beobachten, dass BürgerInnen und WissenschaftlerInnen zwar eine Wertediskussion führten, dies aber kaum unter dem Begriff „Ethik“ subsumierten. Der Grund hierfür liegt wohl daran, dass Ethik von allen Beteiligten als ExpertInnenwissen und damit als für Laien unzugänglich verstanden wurde. Damit wurde aber auch deutlich, dass öffentliche Partizipation in „ethischen“ Fragenstellungen nur möglich wird, wenn es in einem ersten Schritt gelingt, den Begriff der Ethik zu „entzaubern“.

Idealtypisch aus Sicht der BürgerInnen sollte aber Ethik nicht als Wertentscheidung am Ende eines Innovationsprozesses verstanden werden, sondern als prozesshafte Begleitung des Weges, den Gesellschaft in wissenschaftlich-technischen Angelegenheiten geht. Dabei sollen sowohl WissenschaftlerInnen, BürgerInnen als auch andere „Repräsentanten“ der Gesellschaft eingebunden sein, um so eine vielschichtige Abwägung zu ermöglichen.

Für die WissenschaftlerInnen gestaltete sich dies etwas anders. Abgesehen vom regelmäßigen Verweis auf einen „wissenschaftlichen Ethos“ (wissenschaftsinterne Verhaltensregeln), wurde „Ethik“ im Zuständigkeitsbereich der Gesellschaft gesehen – also ein arbeitsteiliges Modell vorgeschlagen. Insbesondere EthikerInnen sollten sich dieser Fragen annehmen und klare Richtlinien vorgeben. Grundlagenforschung wurde dabei allerdings weitgehend außerhalb ethischer Erwägungen angesiedelt. Dies wiederum deutet auf ein Wissen(schaft)smodell hin, welches Wissen und deren Anwendung als völlig getrennt betrachtet. Die meisten teilnehmenden WissenschaftlerInnen erlebten die Gelegenheit über Ethik zu sprechen allerdings als durchaus positiv, eine Diskussion für die im Arbeitsalltag kaum Platz ist.

Auf Grund der Erfahrungen des Projektes zeigt sich durchaus Bedarf nach Diskussion ethischer Aspekte wissenschaftlicher Arbeit. Schafft man die entsprechenden Voraussetzungen entstehen durchaus differenzierte Auseinandersetzungen über ethische Aspekte von Wissenschaft und Technik, die einen wesentlichen Beitrag zu einer breiteren gesellschaftlichen Auseinandersetzung mit Forschung leisten.

Vertrauen als ein zentrales Thema

Nicht ganz unerwartet war auch das Thema Vertrauen in der Diskussion sehr präsent. Während es der implizite Wunsch der WissenschaftlerInnen war, einen Zustand des quasi uneingeschränkten Vertrauens durch Information herzustellen, hatten für die BürgerInnen vielmehr Transparenz und das Gefühl wissenschaftliches Arbeiten authentisch erleben zu können, eine große Bedeutung. So war es etwa wichtig, die Emotionalität der ForscherInnen etwa beim Gespräch über Versuchstiere zu erleben, um so eine Vertrauensbeziehung aufbauen zu können.

Was unsere Analyse aber auch gezeigt hat, ist – und dies steht im Widerspruch zu weit verbreiteten Annahmen im Bereich der Wissenschaftspolitik – dass geschliffene Kommunikation nicht notwendigerweise der beste Weg ist, Vertrauen auszubauen. WissenschaftlerInnen, die sehr eloquente KommunikatorInnen waren, wurden eher ambivalent wahrgenommen, mit der Befürchtung, dass sich hinter dieser Form der Kommunikation etwas verbergen könnte.

Zusammenfassend könnte man also festhalten, dass auch eine langfristige Interaktion eine gewisse Skepsis gegenüber der generelleren wissenschaftlicher Entwicklung nicht verschwinden lässt. Die stabile Beziehung zwischen den WissenschaftlerInnen und den BürgerInnen bildet aber eine gute Basis, um solche Bedenken produktiv ausdiskutieren.



Regieren - Regulieren - Partizipieren

Schließlich war die Einbindung der Öffentlichkeit in wissenschaftlich-technologische Entscheidungsprozesse, also die Frage des Regierens und Regulierens von Wissenschaft, ein wesentlicher Fokus des Projekts.

Die TeilnehmerInnen aus der Öffentlichkeit sahen eine Partizipation von BürgerInnen in wissenschaftlich-technologischen Entscheidungsprozessen, anders als oft implizit in Politik und Wissenschaft angenommen, überraschenderweise nicht *a priori* als positiv. Grund dafür war allerdings weder eine ‚Politikmüdigkeit‘ der BürgerInnen noch ein mangelndes Vertrauen in ihre eigenen Fähigkeiten, eine Meinung zu formulieren. Vielmehr war den TeilnehmerInnen sowohl der Prozess als auch die institutionelle Konstellation, in die die Ergebnisse einer solchen Teilnahme einfließen sollten, unklar. Viele sahen klassische politische Akteure wie den Staat als kaum mehr in der Lage, in die komplexen Verflechtungen von Wissenschaft mit anderen gesellschaftlichen Akteuren wie der Wirtschaft oder den Medien einzugreifen. Welche anderen Akteure jenseits des Staates als Ansprechpartner für öffentliche Partizipation dienen könnten, und in welcher Form, blieb in der Diskussion offen. Viele der BürgerInnen – aber auch der WissenschaftlerInnen – sahen daher die direkte Interaktion zwischen den beiden Gruppen als wohl effektivste Form öffentlicher Teilnahme.

ⁱ GOLD = *Genomics of Lipid Associated Disorders*; Projektleitung Univ.-Prof. Dr. Rudolf Zechner